

Marianne Gronemeyer

**Vom Anfangen zur Innovation - von der Wiederholung
zur Wiederholbarkeit**

**Vortrag im Rahmen der Vorlesungsreihe
von Prof. Ivan Illich an der Universität Bremen**

2. Februar 2001

Filename and date: Bremen2001.pdf

STATUS:

Copyright: Marianne Gronemeyer

For further information please contact:

Silja Samerski Albrechtstr.19 D - 28203 Bremen

Tel: +49-(0)421-7947546 e-mail: piano@uni-bremen.de

Marianne Gronemeyer

Vom Anfangen zur Innovation - von der Wiederholung zur Wiederholbarkeit

Bremer Vorlesung am 2. Februar 2001

Was ich mir für heute vorgenommen habe, ist doppelt schwierig. Ich will mich in eine Geschichte des Nachdenkens einfädeln, die ich nur sehr oberflächlich kenne. Ich bekenne freimütig, daß ich, als ich vor 14 Tagen Hannes' Vortrag und der anschließenden Diskussion zugehört habe, Euch ‚Bremer‘ beneidet habe, weil Ihr in diesem und den vielen vorausgegangenen Semestern an dem Gang des hier stattgehabten Nachdenkens kontinuierlich beteiligt wart. Solche Kontinuität läßt zum Beispiel eine eigene Sprache entstehen, und für jemanden, der darin nicht eingeübt ist, der sich der Begriffe arglos und im unpräzisen, vieldeutigen, ungefähren Sinn bedient, sind in solchem Sprachraum allerlei Fußangeln ausgelegt. Worte wie **Verantwortlichkeit**, **Entscheidung**, **Option** mögen so jemanden ganz harmlos dünken. Ich gestehe, daß ich mich ertappt fühlte, als ich die Verderbtheit dieser Begriffe zu ahnen begann.

Vorher konnte ich meinen, **Verantwortlichkeit** sei jene Haltung, die mir nahelegt, nicht leichtgläubig zu sein, sondern gewohnheitsmäßig (dafür steht die verallgemeinernde Vorsilbe ‚ver‘) jeder mit Richtigkeitsgewißheit auftrumpfender Überzeugung oder - plumper noch – Behauptung, mit einem prüfenden Gegen-Wort (=anti), einer Gegenrede entgegenzutreten, sich gleichsam in einer Gegen-Redlichkeit zu üben. Dann hätte ‚Verantwortlichkeit‘ eine gewisse Nähe zur Skepsis, denn die gewohnheitsmäßige Gegenrede, Gegen-Redlichkeit setzt natürlich Redlichkeit voraus, Bedenklichkeit, Betrachtung, Prüfung und Untersuchung. Aber noch etwas wäre in gutgläubiger Betrachtung mit dem Wort ‚Verantwortlichkeit‘ zu verbinden, nämlich die verlässliche Bereitschaft zu antworten. Die ist gewiß nicht ohne Zwiespältigkeit, weil ich die Antwort gelegentlich, durchaus schuldig bleiben muß und sollte. Und eine beflissene Antwortwilligkeit, die so tut als wären alle Fragen von der Art, daß sie sich beantworten ließen, ist verhängnisvoll. Aber immerhin hat doch die verlässliche Bereitschaft Rede und Antwort zu stehen viel für sich.

Wenn ich das Wort ‚**Entscheidung**‘ bedeutungsschwer höre, wenn ich mich also nicht mit seiner Alltagsgeläufigkeit begnüge, wenn ich ihm auf die Spur zu kommen suche, dann verweist es mich auf eine uralte Menschensehnsucht: die Sehnsucht das Geschiedene, ursprünglich Eine, wieder zu vereinen:

In Platons ‚Symposium‘ entledigt sich der Komödiendichter Aristophanes der allen am Gastmal Beteiligten gestellten Aufgabe, eine Lobrede auf den Gott Eros zu halten, so, daß er die in dunkler Vorzeit liegenden Ursprünge der sehnsüchtigen Liebe aufklärt. Das ist eine hochamüsante und zugleich tiefernte Geschichte, die ich nur in den Grundzügen wiedererzähle. Ursprünglich habe es drei Geschlechter gegeben, ein männliches, ein weibliches und ein drittes mannweibliches, das aus jenen ersten beiden zusammengesetzt gewesen sei: „Ferner war die ganze Gestalt eines jeden Menschen rund, so daß Rücken und Brust im Kreise herumgingen. Und vier Hände hatte jeder und Schenkel ebensoviel wie Hände und zwei Angesichter auf einem kreisrunden Halse, einander genau ähnlich und einen gemeinschaftlichen Kopf für beide einander gegenüberstehende Angesichter, und vier Ohren, auch zweifache Schamteile, und alles übrige, wie es sich hieraus ein jeder weiter ausdenken kann. ... An Kraft und Stärke nun waren sie gewaltig und hatten auch große Gedanken, ... daß sie sich einen Zugang zum Himmel bahnen wollten, um die Götter anzugreifen.

Zeus also und die anderen Götter ratschlagten, was sie ihnen tun sollten. ... Mit Mühe endlich hatte sich Zeus etwas eronnen und sagte: Ich glaube nun ein Mittel zu haben, wie es noch weiter Menschen geben kann und sie doch aufhören müssen mit ihrer Ausgelassenheit, wenn sie nämlich schwächer geworden sind. Denn jetzt, sprach er, will ich sie jeden in zwei Hälften zerschneiden, so werden sie schwächer sein....Dies gesagt zerschnitt er die Menschen in zwei Hälften, wie man Früchte zerschneidet, um sie einzumachen, oder wenn sie Eier mit Haaren zerschneiden. Sobald er aber einen zerschnitten hatte, befahl er dem Apollon, ihm das Gesicht und den halben Hals herumzudrehen nach dem Schnitte hin, damit der Mensch, seine Zerschnittenheit vor Augen habend sitzsamer würde Nachdem nun die Gestalt entzweigeschnitten war, sehnte sich jedes nach seiner andern Hälfte. ... Von so langem her also ist die Liebe zueinander den Menschen angeboren, um die ursprüngliche Natur wiederherzustellen, und versucht aus zweien eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen.“ (Platon, Symposion)

Entscheidung wäre demnach ein wie immer prekärer Versuch, heilsam zu sein, versöhnend, zusammenführend, der wenn er auch nicht gelingen kann, doch nicht unterbleiben darf. Der gute Hirte, der das verlorene Schaf wiederholt hat doch einen entscheidenden

Schritt getan ebenso wie der Vater, der den verlorenen Sohn mit einem üppigen Fest wieder aufnimmt in seinem Hause.

In dem Wort Option, (optare) höre ich immer noch das Wünschen, das zu seiner Zeit auch wirklich geholfen hat, und zwar jenes Wünschen, das den Wunsch laut werden läßt, ihn nicht nur hegt (das heimliche Wünsche-Hegen heißt ‚cupere‘)

Der gute Klang all dieser Wörter soll doch fortexistieren, auch wenn Schindluder mit ihm getrieben wird. Was lassen wir zu, wenn wir die guten Worte preisgeben und sie den Mißbrauchern überlassen? Wenn ich eine moderne Selbstverständlichkeit illegitimieren will, dann muß ich mich des überschießenden Gehalts der Wörter bedienen können, um deutlich zu machen, wie groß der Abstand zwischen den Wörtern, die die Verheißung uneingelöster Möglichkeiten in sich tragen und jenen, die zur aufspießenden Bezeichnung der Prozeduren, Verfahren und Gegebenheiten (Gemachtheiten) in Funktion sind, die mit schlechten Verhältnissen zur vollständigen Deckung gebracht wurden.

Das ist das Dilemma: wir können die Wörter nicht preisgeben, aber sie zu benutzen ist angesichts ihrer Verunstaltung auch nicht gut möglich. Soviel vorab. Und nun sage ich mir: pecca fortiter: auch meine folgenden Überlegungen kommen nicht aus, ohne daß ich vieldeutige Wörter eindeutig mache..

Ich werde heute einige Überlegungen aus meinem neuen Buch vortragen, und zwar so, daß ich versuche nachzuzeichnen, wie sich mein Thema mit einer Art Eigensinn während der Entstehung des Textes gegen meine ursprünglichen Absichten durchgesetzt hat. Mein Thema war die Wiederholung. Ich wollte herausfinden, was es damit auf sich hat, nachdem ich mich darüber verwundert habe, daß es Wiederholungen gibt, die Langeweile verbreiten, Monotonie, Überdruß und solche, die, wie zum Beispiel das Thema einer Fuge oder eines Variationen- Satzes mit jedem neuen Auftauchen aufregender werden, spannungsreicher. Was unterscheidet die einen von den anderen.

Zu Ivans siebzigstem Geburtstag habe ich den ersten Reim, den ich mir auf diese stauenwerte Feststellung gemacht habe, vorgetragen. Ich habe die Pointe in der Gegenüberstellung von **W i e d e r**holung und Wieder **h o l u n g** vermutet und geglaubt, die Wieder **h o l u n g** mit der Betonung auf dem **Holen** sei die durch Habsucht und Anstrengungslosigkeit verdorbene Form der Wiederholung und folglich die routinierte und langweilige, während die **W i e d e r**holung, die sich die Anstrengung der Rück-Sicht und Rück-Schau, der Erinnerung und Be-Sinnung (im Sinne von: ‚ein Ereignis nachträglich mit Sinn belegen‘) abverlangt, die sich zur Vergangenheit ins Verhältnis setzt, die gestaltgebende,

schöpferische Form der Wiederholung sei. Und dann habe ich von der Wiederkehr als dritter Form der Wiederholung gesprochen, jener, die fast ohne unser Zutun sich einstellt, die wir nur als Wiederholung erkennen, nicht aber selbst herstellen müssen, den Lauf der Gestirne, die Folge der Jahreszeiten, aber auch die Wiederkehr historischer Konstellationen. Friedrich, wie gut daß Du auch heute wieder hier bist. Du hast damals gesagt: Schön und gut, aber das ist ein zu einfaches Schema. Du hattest recht.

So einfach ist das gewiß nicht mit den Wiederholungen, so flink lassen sich nicht die guten ins Töpfchen und die schlechten ins Kröpfchen sortieren, wiewohl diese Unterscheidung bedeutsam blieb, das Grimmsche Wörterbuch bestätigte mich darin.

In einer zweiten Annäherung an das Thema der Wiederholung, habe ich sie dem Anfang gegenübergestellt. Mir schien, daß ich das Wesen der Wiederholung besser ergründen könnte, wenn ich sie als **eine** Weise, sich zur Welt und zu sich selbst ins Verhältnis zu setzen, beschriebe und den Anfang als die **andere** mögliche Weise.

Anfangen und Wiederholen schienen mir das Repertoire menschlicher Tunsmöglichkeiten gänzlich zu erschöpfen. Individuen und Gesellschaften werden ja geradezu danach klassifiziert, ob sie der einen oder anderen Möglichkeit den Vorzug geben, mehr an Aufbruch und Veränderung oder mehr an Bewahrung und Kultivierung und Stabilität sich orientieren: der Abenteurer und das Gewohnheitstier, die heiße und die kalte Gesellschaft. Als ich nun unter diesem Gesichtspunkt mich in meinen Verhältnissen umschaute, wurde ich eines Widerspruchs gewahr.

Kaum je hat es eine Epoche gegeben, die so anfangstrunken war wie die unsere. Kaum je wurde alles, was sich *nur* wiederholt, so gering geschätzt, wie in unserer Epoche, die durchdrungen ist von der Vergötzung der Innovation und der Überbietung des eben noch gültigen Optimums. Das Immer-Schon oder Immer-Wieder oder Immer-Noch hat gegenüber dem mit Kommandogewalt ausgestatteten Noch-Nicht nicht die leiseste Chance auf Anerkennung und Berücksichtigung. Ein wahrer Enthusiasmus für das Neuern hat sich Bahn gebrochen. Nie zuvor war das Tempo des Verfalls so rasant, nie zuvor überschlugen sich die Veränderungen so turbulent wie heute. Mit geradezu religiösem Eifer werden wir auf das Neue, auf den Vorausgriff in die Zukunft eingeschworen. Die Attribute 'neu' oder 'modern' zeichnen Waren, Ideen, Menschen und Verhältnisse unwiderleglich als überlegen und erstrebenswert aus. Daß das jeweils Neuere das Bessere sei, steht außer Frage.

Die Sache hat jedoch eine Kehrseite. Während einerseits das Neue, das seinen Durchsetzungswillen und seine Schubkraft aus dem *Ekel gegen die Wiederholung* des Gleichen speiste, Triumphe feiert, nehme ich gleichzeitig wahre *Exzesse der Wiederholung* wahr. Eine Flut von Kopien, Duplikaten, Repliken, Surrogaten, Simulationen, Substituten, Reproduktionen, Abbildern virtueller Welten und Klonen ist über uns hereingebrochen.

Ich hatte mich also mit dem Widerspruch zu beschäftigen, daß der *Überdruß an der Wiederholung*, die so jeder Inspiration bar geglaubt wird, und ihre *besessene Vollstreckung* gleichzeitig ins Kraut schießen.

Das Neuerungsfever und die Wiederholungsobsession grassieren zu gleicher Zeit. Das scheint paradox.

Um nun diesen Widerspruch genauer kennenzulernen, habe ich so etwas wie eine Phänomenologie des Anfangens und eine der Wiederholung geschrieben, und dabei ist herausgekommen, daß der Gegensatz von Anfang und Wiederholung falsch konstruiert wurde. Anfangen und Wiederholen sind keine Gegensätze, sondern komplementär, sie bedingen einander, sind unauflöslich ineinandergewoben. Völlig unzutreffend ist demgegenüber die Gleichsetzung oder Ähnlichsetzung von Anfang und Innovation. Sie haben nichts miteinander gemein. Die Innovation löst im Gegenteil die Möglichkeit, Anfänge zu machen, auf. Und auch die Wiederholung hat nichts gemein, mit den Kopien, Simulationen und Substituten, von denen ich mich umstellt sehe. Sie sind keine Wiederholungen, sondern Garanten der Wiederholbarkeit. Garantierte Wiederholbarkeit macht ihrerseits Wiederholung unmöglich.

Ich möchte also jetzt in zwei Durchgängen den unversöhnlichen Gegensatz zwischen Anfang und Innovation und dann jenen zwischen Wiederholung und Wiederholbarkeit skizzieren und zum Schluß aufzeigen, daß Innovation und Wiederholbarkeit keineswegs in einem widersprüchlichen Verhältnis zueinander stehen, sondern in schönster Interessensharmonie einander ergänzen und zu einer modernen Gestalt des Bösen zusammenwachsen.

Die Last des Anfangs

‘Aller Anfang ist schwer’. So stand es auf meinem Griffelkasten, einem jener unvermeidlichen Utensilien, mit denen unsereins früher aus der Kinderstube vertrieben und in die Bewährungsprobe der Schullaufbahn geschickt wurde. Der Satz hat sich mir so tief eingeprägt, daß ich mit ihm meine kleine Phänomenologie des Anfangens eröffne. Was ist schwer am Anfangen?

‘Anfangen’, das früher einmal ‘anfahen’ hieß, bedeutet: ‘etwas anfassen, anpacken’. Die Bewegung, die das ‘Anfangen’ charakterisiert, ist deutlicher noch in dem sinnverwandten, altertümlichen ‘anheben’ illustriert. Darin ist die mit dem Anfangen verbundene Anstrengung mitgedacht. Wer etwas anfängt, hat es zu tun mit einer Angelegenheit, die sich in bleierner Ruhelage befindet, mit etwas, was er heben muß, etwas, was gegen den Widerstand seiner Schwere aus dem Ruhezustand in Bewegung versetzt sein will. Der Anfang muß den Beharrungskräften abgetrotzt werden.

Albert Camus läßt in seinem Roman ‘Die Pest’ die Gestalt des ringenden, aber unentschlossenen Zögerlings Grand auftreten, der um diese Last des Anfangs weiß. Kleinmütig und hochfahrend zugleich - und nicht ohne Geltungsdrang - preßt er in jahrelanger Schaffensqual und unverminderter Hingabe den ersten Satz eines Romans aus sich heraus, ohne daß der allerdings je vor ihm Bestand hätte haben können:

„Grand lud ihn (Doktor Rieux) ein, im Eßzimmer am Tisch Platz zu nehmen, auf dem zahllose, mit winziger Schrift bedeckte Blätter lagen, auf denen es von Streichungen wimmelte.

‘Ja, das ist es’, sagte Grand auf den fragenden Blick des Arztes. Aber wollen Sie nicht etwas trinken? Ich habe ein bißchen Wein.’

Rieux lehnte ab. Er schaute die Blätter an.

‘Schauen Sie nicht hin’, sagte Grand. ‘Das ist mein erster Satz’. Er macht mir Mühe, viel Mühe.’

Er betrachtete ebenfalls all diese Blätter, und seine Hand schien unwiderstehlich von einem Papier angezogen, das er schließlich vor die schirmlose elektrische Birne hielt. Das Blatt zitterte in seiner Hand. Rieux bemerkte, daß die Stirn des Angestellten feucht war.

‘Setzen Sie sich und lesen Sie mir vor’, sagte er.

Und der andere blickte auf und lächelte irgendwie dankbar.

‘Ja’, sagte er, ‘ich glaube, ich habe Lust dazu.’

Er wartete ein bißchen, schaute immer noch das Blatt an, dann setzte er sich. ...

Grands Stimme erhob sich gedämpft: ‘An einem schönen Morgen des Monats Mai durchritt eine elegante Amazone auf einer wunderbaren Fuchsstute die blühenden Alleen des Bois de Boulogne.’ Die Stille kam zurück und mit ihr der undeutliche Lärm der leidenden Stadt. Grand hatte das Blatt niedergelegt und fuhr fort, es zu betrachten. Nach einer Weile hob er die Augen.

‘Was halten Sie davon?’

Rieux antwortete, dieser Anfang mache ihn auf die Fortsetzung neugierig. Aber der andere sagte lebhaft, das sei nicht der richtige Standpunkt. Er schlug mit der flachen Hand auf die Papiere.

‘Das ist nur eine Andeutung. Wenn ich es fertiggebracht habe, das Bild, das mir vorschwebt, vollkommen wiederzugeben, wenn mein Satz an sich die Gangart dieses Spazierrittes ausdrückt, eins zwei drei eins zwei drei, dann wird alles übrige leichter, und vor allem wird der Eindruck von Anfang an so sein, daß man sagen kann: ‘Hut ab.’ ‘

Aber damit hatte es noch gute Weile. Nie würde er den Satz in dieser Form dem Drucker überlassen. Denn er sei sich trotz der Befriedigung, die er ihm manchmal gewähre, klar, daß er noch nicht an die Wirklichkeit herankomme. In gewissem Grad besitze dieser Satz sogar einen zu leichten Ton, der zwar von ferne, aber doch, an eine Schablone erinnere. Das war wenigstens der Sinn seiner Worte, als sie Menschen unter dem Fenster vorbeilaufen hörten. Rieux stand auf.“¹

Grand kommt in Camus’ Roman über den Anfangssatz nicht hinaus. Das ist gelegentlich Grund zur Niedergeschlagenheit, aber doch gleichzeitig auch die Bedingung dafür, daß sein Enthusiasmus auf der Höhe bleibt. Er vermeidet so, in die Niederungen des Fortschreitens und Vollbringens hinabsteigen zu müssen. Er bringt das Kunststück eines Anfangs, der nicht aufhört, zustande und erspart sich die Niederlage eines kläglichen Endes. Der Anfang birgt jedoch beileibe nicht nur das Risiko des Scheiterns, des Zurückfallens hinter die eigenen Vorstellungen, Vorauswürfe und Erwartungen, des Verebbens und Verendens der großen Erregung im Mittelmaß.

Einen Anfang machen, das ist –zweitens - ein Akt des Ausschlusses und der Festlegung. In allem Beginnen entscheidet der Anfang über den Fortgang und trägt das Ende bereits im Keim in sich trägt. Ob der Anfänger es will oder nicht, er hat sich festgelegt. Wer sich festlegt, der hat zwangsläufig eine unendliche Vielzahl von Möglichkeiten ausgeschlossen. Das, was man anfängt, ist *exklusiv* in des Wortes doppelter Bedeutung der *Ausschließung* und der *Hervorhebung*. Anfangen setzt Entschlossenheit voraus. Daher rührt das Beängstigende des Anfangs. Bevor wir einen Anfang machen, können wir uns einer unbegrenzten Fülle von Möglichkeiten gegenüber wähnen, die aber allesamt unrealisiert, also wirkungslos bleiben. Wirkungslos an uns selbst, weil wir uns nicht an ihnen erproben, und wirkungslos in der Welt, weil sie keine Gestalt annehmen, also nicht in Erscheinung treten. Ist der Anfang gemacht, dann erzeugt er Wirkung, aber eben nur in den engen Grenzen,

¹ Camus, Albert: Die Pest, Hamburg 1991, S. 69.

die ihm gesetzt sind, durch die anstößige Härte der Realität. Und die liegengelassene Fülle, ist nicht einmal mehr als Möglichkeit zugänglich, sie ist verloren, aufgegeben, dem Vorhaben geopfert. Aller Anfang ist also nicht so sehr *schwer*, als vielmehr *waghalsig*.

Ein Drittes ist schließlich mit dem Anfang verbunden. Er ist nicht ohne das Ende denkbar. Alles, was anfängt, geht auch zu Ende. Auf zweierlei Weise ist im Anfang das Ende enthalten. Er beendet den Zustand, der vorher war. Er zieht einen Schlußstrich unter Gewesenes. Das kann mehr oder weniger radikal geschehen, je nachdem, wie viel Gewohnheit, Reglement, Konvention und liebgewordene Selbstverständlichkeit über Bord geworfen werden muß, um Platz für den Anfang zu schaffen. Aber in jedem Fall kann ein Anfang nur auf der Beendigung von etwas Bisherigem gedeihen. Darüberhinaus aber trägt jeder Anfang sein eigenes Ende in sich. Grands Versuch, dem Ende seines Werks auszuweichen, indem er beharrlich am ersten Satz herumbessert und das Verbesserte wieder verwirft, mißlingt. Er stirbt darüber hinweg, und so kommt auch dieser überdehnte Anfang zu seinem Ende. Man fängt etwas an, um etwas vollenden zu können. Das Ende ist des Anfangs Ziel und seine Krönung. Selbst der Abbruch eines begonnenen Werkes, das Scheitern an ihm, hat noch etwas von Triumph. Er beweist, daß man sich nicht mit Mittelmäßigem begnügt hat. Wer an seiner Aufgabe scheitert, ist doch immerhin über sich selbst hinausgewachsen und hat sich nicht schon durch einen zu kleinmütigen Anfang kompromittiert.

Aber zugleich ist doch in dem krönenden Abschluß, um dessentwillen der Anfang gemacht wurde, ein bitterer Vorgeschmack des eigenen Endes. Die Leere, die sich regelmäßig einstellt, das beinah sprichwörtliche schwarze Loch, in das man stürzt, wenn ein Vorhaben vollendet, ein Erfolg errungen ist, ist der Schatten, den der Tod vorauswirft. So ist das Anfangen nicht nur schwierig, nicht nur waghalsig, sondern auch wehmütig und schmerzlich.

Aller Anfang ist leicht

Wäre das allerdings das einzige, was über das Anfangen zu sagen ist, dann bliebe unerklärlich, warum nicht menscheits- und lebensgeschichtlich die Menschen in ihren allerersten Anfängen steckengeblieben sind. Das Anfangen erschöpft sich nicht in den melancholischen und beängstigenden Perspektiven. Es muß auch beflügelnd sein, Horizonte aufreißen, wie sonst könnte es sich immer wieder über die Schwerfälligkeit und über alle Bedenken hinwegsetzen. Es hat eine lichte Seite, die mit der dunklen im Streit liegt.

Der Ruf der Erwartung

Welches Versprechen ist Anreiz genug, um Menschen 'angriffslustig' zu stimmen, obwohl so viel Bedenkliches vom Beginnen abrät. Goethe schreibt dazu: „aller anfang ist heiter, die schwelle ist der platz der erwartung.“² Da ist nun erstmalig nicht von der Last, sondern von der *Lust des Anfangens* die Rede und die hat ihren Grund in der *Erwartung*. Erwartung ist ein spannungsgeladener Zustand zwischen Jetzt und Noch-Nicht, der einerseits seinen Reiz gerade in dieser schwebenden Spannung hat, der aber andererseits auf Beendigung, auf Erlösung drängt. Wer im Zustand der Erwartung ist, ist beileibe nicht passiv. Er erwartet sich etwas, so wie man sich etwas erarbeitet, er wartet es herbei unter Aufbietung von Geduld und Ungeduld, mit erhöhter und konzentrierter Aufmerksamkeit, einem Lauschen in die Zukunft. Erwarten ist eben nicht nur einfach Warten, diese lästig vertane Zeit, deren einziger Inhalt der wachsende Unmut ist. Erwartung ist ein Zustand eigener Seligkeit oder Beängstigung.

Der Zustand der Erwartung kann auf zweierlei Weise beendet werden: das erwartete Ereignis tritt von selbst ein, oder es wird durch eine Handlung, durch eine Art Befreiungsschlag herbeigeführt. Kommt die Erlösung zu früh, bevor die Zeit reif ist, dann verpufft sie. Das Erwartete bleibt glanzlos und gewöhnlich, es gliedert sich unauffällig in die Alltäglichkeit ein, eben weil es kaum erwartet wurde, weil es nicht durch Hoffnung oder Befürchtung geadelt wurde. Läßt das Erwartete zu lange auf sich warten, dann ermüdet die Spannung und leiert aus wie ein überdehntes Gummiband. Die Erwartung ist ein fragiler Zustand. Was ihr rechtes Maß ist, hängt ab von der Art der Spannung, von der Toleranz des Wartenden, von dem Charakter des Erwarteten, vom gesellschaftlichen Zeitgefühl. Das rechte Maß der Erwartung ist nicht meßbar, es ist *umständehalber* recht oder schlecht.

Was das Individuum *sich* erwartet, scheint nicht mit viel Anfangsdynamik aufgeladen zu sein. Zum Anfangen fordert vielmehr heraus, was es *von* sich erwartet, was von ihm erwartet wird und was da draußen in der Welt auf sein Zutun, Eingreifen oder Auftreten wartet. Die *an* mich gerichteten Erwartungen appellieren an einen unrealisierten Überschuß in mir. Sie stellen mich unter den auffordernden und herausfordernden Verdacht, daß mehr in mir steckt, als ich bisher aus mir herausgelockt und zutagegebracht habe. Mir wird ein Vorschuß an Zutrauen gewährt. Dem Empfänger/in dieser zugleich begeisternden und beängstigenden Nachricht wird also die Differenz zwischen dem, was er geworden ist, und dem, was er werden könnte, zugemutet. Die Erwartung zielt auf die ganze Person, nicht

² Ebenda, Sp. 324.

nur auf eine begrenzte und benennbare Reaktion. Der begeisterte Anfang wurzelt in diesem Spannungsfeld, das sich zwischen Tatsächlichem und Möglichem, zwischen Sein und Sollen, zwischen Aktualität und Potentialität, zwischen Tun und Können auftut.

Jedenfalls ist dieser enthusiastische Anfang nicht ein einsamer Willensakt, eine *creatio ex nihilo* eines auf sich gestellten, isolierten Ich, sondern eine Antwort auf ein inspirierendes und erwartungsvolles Du. Dem Anfang geht eine befeuernde *Eingebung* voraus. Das macht ihn von Beginn an zu einem Verhältnis auf Gegenseitigkeit. „Der Mensch muß dem Menschen versprochen werden, bevor er an sich selbst erprobt, was er werden kann.“ Anfänger werde „ich nur als Hörer einer Stimme, die mich zu mir erennt, mich mir vorher sagt und mir meinen Weg des eigensten Seinkönnens verheißt.“³ Es ist nicht zwingend so, daß diese Ankündigung, die mich mir verspricht, die mich aus dem verriegelten und verregelten

Gehäuse der Gewohnheiten ins Freie lockt, von einem andern Menschen ausgeht.

Propheten erfuhren ihre Berufung durch die *Stimme Gottes*. Den Evangelisten sitzt auf alten Darstellungen die Taube des Heiligen Geistes auf der Schulter, nicht nur, um ihnen die Botschaft zu diktieren, sondern auch um ihnen ihre Ernennung zu der unerhörten Aufgabe einzuflüstern. Auch die *Weltgelegenheiten* können präinitiale Unruhe in mir aufkeimen lassen. Ich mag mich vorangekündigt finden in einer vor der Hand liegenden Aufgabe, in etwas Ungetanem, das darauf wartet, getan zu werden oder in einer Tunsmöglichkeit, für die ich eine besondere, wenn auch unerprobte Eignung und Neigung in mir spüre. Schließlich können Menschen auch durch *Selbsternennung* zu Anfängern werden. Dann wären also doch selbstgenügsame Monaden aus ureigenen Antrieben und in einsamen Entschlüssen fähig, Anfänge zu machen? Sie wären nicht darauf angewiesen, sich das Können versprechen zu lassen? Im Gegenteil. Bevor ich mich zum Initiator küren kann, muß ich zu mir selbst und zu meiner Selbstverständlichkeit auf Distanz gegangen sein, so daß ich eines inneren Dialoges mit mir fähig bin. Man könnte sagen: ich muß zum 'Dividuum' werden, muß mein Alter ego aus seiner Verwicklung, Verhüllung, Kleinhaltung und Verschweigung befreien; ich muß es als die andere Möglichkeit meiner selbst vor mir Gestalt gewinnen lassen. Und was wäre dieses zum erwartungsvollen Gegenüber gewordene andere 'Ich' anderes als die Summe⁴ der Zutrauensvorschüsse und Versprechen, die mir von bedeutsamen Anderen im Laufe meines Lebens zugesagt wurden, und die irgend-

³ Sloterdijk, Peter: *Weltfremdheit*, Frankfurt 1993, S. 29 f.

⁴ 'Summe' hier nicht verstanden als Ergebnis einer Addition oder Akkumulation, sondern im Sinne des 'summum' oder 'summa summarum'.

wann Beweggrund genug sind, mein eigenes Anders-Sein und Anders-Können verlockend zu finden, kurz: mich von der Möglichkeit des Anfangens begeistern zu lassen.

Aber auch Camus' Scheiterer, Grand, folgt einer Selbstberufung. Bei ihm liegen die Dinge jedoch anders. Sein Anfang ist nicht enthusiastisch und inspiriert, sondern trotzig mit einer Beimengung von Bitterkeit. Er ist der Prototyp desjenigen, von dem niemand erwartet, daß er über sich hinauswüchse. Er wurde in den Erwartungen anderer buchstäblich vergessen und übersehen und so dazu verurteilt, zu bleiben, wie und wer er war. Mit seinem Romanvorhaben will er sich erzwingen, was ihm verweigert wurde. Die vorauseilende Spekulation auf beschämte und reuevolle Anerkennung beherrscht seine Phantasie und vereitelt die Hingabe an sein Werk. Er wird zwanghaft und eitel und seine Bemühungen werden es auch. Er läßt sich keine Nachlässigkeit durchgehen, setzt sich bei geringer Urteilskraft zugleich strenge Maßstäbe und maßlose Ziele, die er mit einer Mischung aus Verzagtheit, Größenwahn und heimlicher Rachsucht verfolgt. Grand ist kein enthusiastischer Anfänger, er ist seiner Sache, wie penibel er sie handhabt, wie unnachgiebig er ihr dient, nicht ergeben. Er war zu ausgehungert nach Anerkennung, als daß er sich mit Leidenschaft auf sie hätte werfen können. Die lebenslang ausgebliebene, schmerzlich vermißte - an ihn gerichtete - Erwartung mußte er selbst kompensieren, kein Wunder, daß ihm Maß und Richtung nicht zu Gebote standen. Grand verkörpert die tragische Seite der Eitelkeit. Ohne sie konnte er nicht Anfänger werden, sie war *faute de mieux* die einzig mögliche Veranlassung seines Unterfangens. Aber es gehört zum Wesen der Eitelkeit, daß ihr die Leere folgt. Grand verfällt wegen der ihn umgebenden Leere auf ein eitles Vorhaben und seine Eitelkeit erzeugt wieder nichts als Hohlheit und Leere. Wenn seine Phantasie ihm vorgaukelt, seine künftigen Leser müßten schon beim ersten Satz bestürzt und respektvoll 'Hut ab' sagen, dann kann dieser erste Satz nicht zustandekommen. Der mit so viel Anstrengung unternommene Versuch eines Anfangs vereitelt sich selbst.

In Grand begegnet uns also ein Mensch, der im Angesicht eines andern Menschen kaum je eine an ihn gerichtete Erwartung aufglimmen sah und der sich nun, um seiner Namenlosigkeit und Überzähligkeit zu entgehen, in einer aussichtslosen Unternehmung mit einem ebenso forcierten wie haltlosen Anfang bemerkbar zu machen versucht. Die Grands sind zahlreich in dieser Welt, und es ist als ein kleines Wunder anzusehen, daß sich einer aus so hermetischer Lage überhaupt aufrappelt zur Idee des Anfangs. Hut ab!

Das Verhängnis der Erwartung

Es ist aber umgekehrt nicht so, daß jede an jemanden adressierte Erwartung segensreich wäre und die schönsten und fruchtbarsten Initiativen, die geistvollsten Aufbrüche, die beschwingtesten Höhenflüge anregte. Erwartungen können dem, an den sie sich richten, ebenso zum Verhängnis werden wie die Erwartungsleere. Es gibt einerseits nötigende, hart fordernde Erwartungen, die zum Operationsbesteck der *Repression* und andererseits schmeichelnde, verführerische, die zum Instrumentarium der *Manipulation* gehören. Wenn die Erwartung mit konkreter Absicht befrachtet ist, wenn sie etwas vor und im Sinn hat mit dem Andern, macht sie ihn zum *Projekt* und zugleich zu dessen dienstbarstem Erfüllungshelfen: Er wird nicht zum Anfänger befreit, sondern zum Handlanger erniedrigt. Die Erwartung, die dem Andern immer neue Verwandlungen zutraut und seine Fähigkeit, Anfänge zu

machen, für unerschöpflich hält, die ihn nicht mit einem harschen: 'Du bist, wofür ich dich halte', fertigstellt und ding-fest macht, die immer neue Überraschung von ihm gewärtigt, woher soll sie kommen, wenn nicht aus der Leidenschaft und dem Respekt für das Besondere, Unvorhersagbare, ganz und gar Konkrete.

Wenn wir vom ganz und gar Besonderen reden wollen, dann ist an Anfänge zu denken, die nicht aus der Asche, aus der *Abstoßung* und Beendigung von Gewesenem entstehen, sondern durch *Hinzutreten*, durch *das Zur-Welt-Kommen* neuer Wesen: Der Anfang, in dem emphatischen Sinn des gänzlich Neuen, werde möglich dadurch, „daß der einzelne Mensch sein Leben nicht einfach der Vermehrung der Art verdanke, sondern der Geburt, dem Eintritt eines neuen Geschöpfs, das mitten im Zeitkontinuum der Welt *als* etwas völlig Neues erscheint. Der Zweck der Erschaffung des Menschen sei gewesen, einen *Anfang* möglich zu machen: 'Auf daß ein Anfang sei, ward der Mensch geschaffen, vor welchem niemand war' - 'Initium ...ergo ut esset, creatus est homo, ante quem nullus fuit'. Die ganze Fähigkeit zum Anfangen wurzelt im *Geborenssein* und gar nicht in der Kreativität, nicht in einer Gabe, sondern in der Tatsache, daß Menschenwesen, neue Menschen, wieder und wieder durch die Geburt in der Welt erscheinen.“ Bevor ein Mensch Anfänge *macht*, *ist* er bereits ein Anfang. Weil er einzigartig ist, ist sein Tun und sein Dasein immer anfänglich, unabhängig davon, ob er Ehrgeiz darauf verwendet, Verursacher von Ereignissen, also Anfänger zu werden oder nicht. Noch der beharrlichste Wiederholer, das hartgesotteste Gewohnheitstier, der unbeweglichste Routinier, der geschickteste Imitator ist dem Schicksal, einsamer Erstling zu sein, unwiederruflich verfallen. Er schreibt seine nur ihm eigene Spur in die Welt, die mag kalligraphisch oder gekritzelt, markant oder kaum lesbar,

auffällig oder unbemerkt, flüchtig oder zeitbeständig sein. Sie ist in jedem Fall ein Weltnovum.

Aber auch subjektiv und lebensgeschichtlich ist der Weltneuling Anfänger in einem absoluten Sinn. Nicht daß er etwas ganz Neues, Voraussetzungsloses, eine Welturaufführung zustandebrächte, macht ihn dazu, sondern, daß er alles, was er in seinem Leben tun und vollbringen, denken und fühlen wird, einmal *zum ersten Mal* tun muß, weil er als Neugeborener in die Welt kam. Daß der menschliche Ankömmling so hilflos und instinktarm ist, macht seine subjektiven Premieren in ihrer Ungekonntheit dramatisch sichtbar. Bei seinem Welteintritt liegt der unendliche Vorrat an dem, was er in Angriff nehmen muß, um daseinsfähig zu werden, gleichsam unangebrochen vor ihm. Mit dem ersten Blinzeln ins blendende Licht oder dem ersten Schrei des Selbstausdrucks beginnt er, sich einen Fundus an Wiederholbarem anzulegen. Alles was er zum ersten Mal getan *hat*, kann er und muß er nur noch wiederholen. Jeder Anfang schlägt sogleich um in die Wiederholung. Aber nicht nur das. Der Anfang *ist* in einem bestimmten Sinn Wiederholung. Das meiste von dem, was die Weltneulinge anfangen, ist Nachahmung. Sie sind indem sie *Initiatoren* sind, zugleich *Imitatoren*, sie machen nach, was ihnen vorgemacht wird. Anfang und Wiederholung sind unauflöslich miteinander verflochten. Pur kann man keines haben.

Resümieren wir noch einmal die Verwachsungen und Verwebungen zwischen Anfang und Wiederholung:

Erstens: Anfänge, seien sie schwer oder leicht, spontan oder von langer Hand vorbereitet, intuitiv oder ausgeklügelt, kühn oder vorsichtig, ersehnt oder befürchtet, *wachsen aus Gewohnheiten heraus*, nur als deren Gegenüber können sie überhaupt als Anfänge kenntlich werden.

Zweitens: Das *Ausgangsmaterial*, das dem Anfänger für seinen Neubeginn zur Verfügung steht, entstammt samt und sonders der ihm bekannten Welt, seinen *Erfahrungen*, seinen *Kenntnissen*, oder dem, was er sich allenfalls *vorzustellen* vermag. Anfangen heißt entweder, etwas, was bisher nur vorstellbar war, nun Realität werden zu lassen. Oder, die Komponenten der Welterfahrungen und -erprobungen neu zu mischen und zusammensetzen und neue Dialoge zwischen ihnen zu stiften.

Drittens: Je radikaler ein Anfang ist, je mehr Anstrengung und Konzentration er verlangt, desto mehr *Entlastung* muß der Anfänger sich schaffen, durch gewohnheitsmäßiges Agieren in den andern Departements seiner Existenz.

Viertens: Anfänge altern rasch, sie verfallen in neue Gewohnheit, wenn man nicht sogar, während man noch glaubt, revolutionär Neues zu treiben, schon wieder im alten Fahrwasser dümpelt.

Kurzum: Anfänge sind Variationen oder Varianten von Wiederholungen. Und umgekehrt: Wiederholungen sind Variationen von Anfängen. Sie sind nicht nur komplementär zueinander, sondern sie konstituieren sich gegenseitig. Ob eine Verrichtung oder eine Erscheinung ein Anfang oder eine Wiederholung genannt werden soll, ist eine Frage der Proportion, des Verhältnisses zwischen Wiederkehrendem und Überraschendem, zwischen Fremdem und Vertrautem, zwischen Erfüllen und Enthüllen, zwischen Bleiben-Lassen und 'Anfassen', zwischen Ver-rücktheit und Ordnung.

Im Zeitalter des Neuen

Der Gegenspieler des Anfängers ist also nicht, wie wir eingangs vermutet haben, der Wiederholer, sondern der *Innovateur*.

'Innovation' ist ein Begriff, der eine steile Karriere gemacht hat in den letzten anderthalb Dezennien. Während er noch in meinem jüngeren Erwachsenenalter gänzlich ungebrauchlich war, und seinen Benutzer als elaborierten Fremdwortkenner auswies, ist er heute in aller Munde. Ohne auf ihn zu rekurrieren, läßt sich kaum noch etwas Positives über Mensch, Material und Projekt sagen. Man läßt ihn über die Zunge gleiten wie ein Heilsversprechen. Gleichzeitig droht er mit gestrenger Maßstäblichkeit, vor der man sich nicht leicht bewähren kann. Noch in Meyers Konversationslexikon von 1908 finde ich unter dem Stichwort 'Innovation' folgenden Eintrag: „Innovation (lat., 'Verjüngung'), die im Pflanzenreich überaus verbreitete Erscheinung, daß die vegetative Tätigkeit von älteren Teilen fortgesetzt auf neue Ausgliederungen, z.B. von absterbenden Sprossen auf junge, übergeht.“⁵ Von so lebensvoller Erneuerung ist ,Innovation heutzutage weit entfernt. Mit dem Begriff der Innovation wird die unabweisbare Überlegenheit, ja Verehrungswürdigkeit, des Neuen gegenüber dem Alten deklariert. Als eine alles andere ausschließende Notwendigkeit, der man sich nur um den Preis selbstverschuldeten Zurückbleibens widersetzen könnte.“⁶ .

⁵ Meyers Großes Konversations-Lexikon. Sechste Auflage, 9. Band; Leipzig/ Wien 1908, Stichwort 'Innovation', S. 848.

⁶ Liessmann, Konrad Paul: Die Furie des Verschwindens. Über das Schicksal des Alten im Zeitalter des Neuen. Vortrag, gehalten beim Philosophicum Lech 1999: Die Furie des Verschwindens.

Alte Ordnung und neuer Mensch

Nicht nur Individuen, auch Kollektive, gesellschaftliche Gruppierungen haben begeistert Neuanfänge versucht. Solche Umbrüche in den gesellschaftlichen Verhältnisse wurden als Re-naissancen, Re-formationen, Re-revolutionen deklariert.

Die Vorsilbe ‚Re‘ ist ihr gemeinsames Merkmal. Sie alle sind auf den Generalnenner der ‚Innovation‘ gebracht worden, womit unmißverständlich zu verstehen gegeben wird, daß man sich das ‚Zurück‘ gänzlich aus dem Richtungssinn geschlagen hat.

Die Innovation ist die unbußfertige Erneuerung. Unter dem Imperativ der Innovation werden Gegenwartskrisen niemals aus begangenen Irrtümern oder aus Fehlentwicklungen oder Fehlentscheidungen erklärt. Krisen sind in dieser Lesart immer und ausschließlich Resultat eines Novitätsmankos. Wer in der Krise steckt, ist nicht modern genug. Die Rettung liegt in der Zukunft des Nie-Dagewesenen.

Innovateure sind mit „der Gegenwart nicht mehr im Namen der Vergangenheit, sondern der Zukunft“ zerfallen: Im „Namen eines künftigen Zeitalters des definitiven Diesseitsheils“⁷ wird die Gegenwart für erneuerungsbedürftig erklärt, nicht im Vergleich mit einer glorreichen Frühzeit.

Der ‚Neue Mensch‘ wird entbehrlich.

In Zeiten der Renaissance und in Zeiten der Revolution wurden Träume vom ‚Neuen Menschen‘ geträumt.

Die Innovationsenthusiasten unserer Tage setzen bei ihrem Projekt der Welterneuerung einstweilen nicht mehr auf den ‚Neuen Menschen‘⁸, sie haben ihr Projekt von dem zerbrechlichen, schwächlichen, konstitutionell rückfälligen Wesen abgezogen¹ und es der Gerätemwelt anvertraut. „ neue Welten entstehen durch neue Technologien.“⁹ *Innovationen sind technische Neuerungen.* Selbst da, wo sie sich ‚sozial‘ nennen, verbleiben sie im Metier der Ingenieurskunst, sie zielen auf Verfahren, Methoden, institutionelle Arrangements, die ‚Strukturen‘ genannt werden und in denen das Agieren von Personen nach Plan und Reglement verläuft.. Mit den schwierigen oder begeisterten Anfängen von Personen und sozialen Konfigurationen haben sie nichts zu tun. Überhaupt sind die Attribute

⁷ Marquard, Odo: Herkunft braucht Zukunft. Zukunft braucht Herkunft, in: Glaser, Hermann/ Distl, Dieter: Zukunft braucht Herkunft, Schönbühl 1998, S. 20.

⁸ Vgl. dazu Küenzlen, Gottfried: Suche und Sehnsucht nach dem Neuen Menschen, in: Glaser, Hermann/ Distl, Dieter (Hg.) a.a.O. S. 226 ff: „Die empirische Realisation des Neuen Menschen...ist ein Thema innerweltlicher Eschatologie, als der vom Menschen herzustellenden Zukunft.“

⁹ Liessmann, Konrad Paul: a.a.O., S. 6.

schwer oder leicht für Innovationen nicht sehr brauchbar. Deren Schicksal entscheidet sich vielmehr daran, ob sie machbar sind. Aus dem Weltwandel durch technische Innovation können Menschen natürlich nicht ausgelassen werden. Sie müssen die Wandlungen mitvollziehen. Menschen ändern sich unter dem Diktat der Innovation *in Konsequenz* der jeweiligen technischen Neuerungen, genauer gesagt: sie ändern *sich* nicht, sondern *werden* geändert. Nicht um sie zu 'Neuen Menschen' umzuerziehen, sondern um ihre Adaptabilität, ihre Anschlußfähigkeit an den jeweils neuesten Stand der Apparatur zu gewährleisten. Innovation ist also ein anderes Wort für Un-Menschlichkeit, insofern, sie darauf aus ist, menschliches Tun, Fühlen und Denken aus ihren Machenschaften zu eliminieren.

Durch die Feststellung läßt sich jedoch das Unternehmen der technischen Welterneuerung nicht einfach ins Unrecht setzen. Die Geschichte des ‚Neuen Menschen‘ war eine Geschichte von Gewalt, Terror und Verbrechen. Die Erfahrungen gerade unseres Jahrhunderts lehren: Die Schaffung des kommenden Neuen Menschen bedeutete immer wieder die Liquidierung des ‚Alten Menschen‘, der den Weg in die neue Zeit nicht mitgehen wollte.“¹⁰ In der *technisch* erneuerten Welt sollen radikale Schlußstriche unter Überholtes unblutig gezogen werden. Hier hinterläßt die Liquidierung des Alten allenfalls Müll, aber keine Leichenberge. Das Neue kommt durch einen ‚Generationenwechsel‘ der Apparaturen in die Welt. Das Alte wird durch Überbietung und durch Funktionsverlust beendet, nicht durch Mord und Brandschatzung. Wenn das Gutwerden der Welt eine Frage optimierter Funktionalität ist, homo sapiens als integraler Bestandteil der Apparatur eingeschlossen, hat sich das Böse ebenso erübrigt wie das Gute. Gut und Böse haben aufgehört, angemessene Kategorien zur Beschreibung von Selbst- und Welterneuerungsversuchen des Menschen zu sein. Menschen werden ‚automatisch gut‘ (B.F. Skinner) in dieser wissenschaftlich-technischen Utopie

Was unterscheidet also den Innovateur vom Anfänger und was die Innovation vom Anfang? Der *Innovationsenthusiast* hat alle Beklommenheit, die den *Anfänger* beschleichen mag, abgeschüttelt. Ihm schaudert nicht, wie einen Anfänger vom Schlage Grand's vor der Vollendung seines Vorhabens, da er es ohnedies nur unter der Prämisse der *Vorläufigkeit* unternimmt. Innovation ist der Inbegriff für Einstweiligkeit. Bis auf weiteres wird das Vorfindliche überboten, aber jede Innovation ist ihrerseits zur Überbietung bereits gekürt. Der Innovateur plagt sich auch nicht wie der Anfänger mit Grübeleien über die Folgen seines

¹⁰ Küenzlen, Gottfried: a.a.O., S. 242.

ersten Schrittes. Die Konsequenzen *seines* Beginns, seien sie schädlich oder nützlich, sind in jedem Fall eine fabelhaft kraftvolle Herausforderung für neuerliche Innovation. So kann er weder scheitern, noch Schaden anrichten. Der Gedanke, daß er sich festlege, ist ihm gänzlich fremd. Wo alles in Rotation gerät und geraten soll, hat die Vorstellung einer unwiederrufflichen Entscheidung ihr Existenzrecht eingebüßt. Alle Tat-Folge-Zusammenhänge werden zerschnitten. Trauer um das, was er hinter sich läßt, ist ihm nicht minder fremd, da ja doch alles sich zum Besseren wenden soll und alles was ist, so wie es ist, ihm ohnedies beschämend rückständig und überholungsbedürftig vorkommt. Ganz und gar verständnislos würde er reagieren auf die wehmütige Feststellung, daß jeder Anfang mit dem zu ihm gehörenden Ende den Schatten des Todes vorauswirft. Die Innovation ist so zukunfts geladen, so prall von Zukünftigkeit, daß sie geradezu Erlösung von der Vergänglichkeit verspricht, sie mindestens vergessen macht.

Flexibel sei der Mensch ...

Die Innovation ist also ein entpersönlichter Anfang, sie geht weder von einer Person aus, noch zielt sie auf eine Person. In der Innovation, soll sich die Person nicht mit ihrer Biographie verfangen, sie soll vielmehr kalkuliert als Komponente eines Systems fungieren. Innovationsanlässe sind nicht *Krisen* oder *Erwartungen* von Personen, sondern *Systemerfordernisse*. Die Zeit des „*homo systematicus*“, jener „Individualeinheit(.) mit Input-Bedarf“ und Outputpflicht ist angebrochen.¹¹

Um diesen Erfordernissen zu genügen, muß der moderne Mensch 'flexibel' werden. Daß er ein '*Profil*' ausbilde, welches sich fugenlos einschmiegt in das Anforderungsprofil, das ihm vorgegeben ist, wird von ihm erwartet (in der Bedeutung der verhängnisvollen Erwartung). Wo nur noch Profile Kontakt miteinander aufnehmen, ist kein Blickwechsel mehr möglich. Der flexible Mensch ist der antlitzlose Mensch. Es ist interessant, sich daran zu erinnern, daß in romanischen Fresken¹², Gestalten, die im Profil dargestellt waren, ihrem Betrachter also nicht das Angesicht darboten, als Symbolisierung des Bösen galten. Dem Andern das Interesse an seinem Antlitz zu verweigern, ist demnach für das Menschsein ebenso verheerend, wie die Weigerung, das eigene Antlitz dem Andern darzubieten.

Wie sehr flexible Menschen darauf verpflichtet sind, sich auf immer Neues einzulassen, so werden sie doch keine Anfänger. Und so sehr sie unter Leistungsdruck geraten, so *erwartet* doch niemand etwas von ihnen. Als Funktionsträger, als Systemmodule, als Qualifikati-

¹¹ Vgl.dazu: Illich, Ivan: Bedürfnisse, in: Sachs, Wolfgang: Wie im Westen, so auf Erden, Reinbek 1993, S. 65.

onsprofile sind sie jederzeit ersetzbar und das ist es, was in letzter Instanz mit den sich überschlagenden Innovationen gemeint ist.

Die *Innovation* ist ein Double des *Anfangs*, eine Perversion, ein schlechter Abklatsch, dem alle Bitternis, alle Bangigkeit, alle Sorge, aller Schmerz, alle Schuld und auch alle Begeisterung, Leidenschaft und Hingabe ausgetrieben wurde. So kann sie den rücksichtslosen und ansichtslosen, den erinnerungs-, geist- und seelenlosen, kurz: den maschinieren Fortschritt im Gange halten.

Schlußfolgerung

Unser Ausgangspunkt war das Verwundern über einen offenbaren Widerspruch: In einer Epoche, die vom Innovationsfieber geschüttelt wird, wuchern gleichzeitig die Wiederholungen. Was sich gegenseitig auszuschließen scheint, wird mit gleicher Heftigkeit gleichzeitig betrieben.

Der Widerspruch löst sich in dem Augenblick auf, in dem wir verstehen, daß die beiden Tendenzen in die gleiche Richtung zielen. Die Welt der Doubles, Kopien und Klone hat mit Wiederholung so wenig zu tun wie die Innovation mit dem Anfang. Was die Kopie von der Wiederholung unterscheidet ist die Bemühung um Perfektion. Worum geht es bei der Perfektion der Wiederholung.

Erstens:

Erstens: Die perfekte Wiederholung verlangt zuallererst, daß die Kopie dem Vorbild 'aufs Haar' gleicht, so sehr gleicht, daß die Unterscheidung zwischen Original und Kopie ihren Sinn verliert. Sie ist Verdoppelung oder Vervielfachung des *Identischen*.

Die perfekte Wiederholung ist geistlos, steril, tot. Sobald die Wiederholungen aufhören, Variationen eines Themas zu sein, Umspielungen einer Grundfigur, sondern als artgleiche Kopien einer Vorlage konzipiert werden, haben sie ihr Leben ausgehaucht.

Zweitens: Um das Wesen der Perfektion zu fassen, müssen wir die Unterscheidung zwischen *Wiederholung* und *Wiederholbarkeit* sehr genau nehmen. Dem Perfektionismus geht es nicht um Wiederholung, sondern um garantierte Wiederholbarkeit. Jede Wiederholung braucht zweierlei Ingredienzien: eine wiederkehrende Gelegenheit und ein wiederholendes Tun.

¹² Vgl. zum Beispiel die Szene 'Turmbau-zu-Babel' in der Kirche Saint-Savin-sur-Gartempe oder die Szenen 'Steinigung des Stephanus' und 'Kreuzigung des Petrus' in der Benediktinerinnen Klosterkirche zu Müstair/ Graubünden. Demus, Otto/ Hirmer, Albert: Romanische Wandmalerei, München 1992, Tafel 109 und XXVIII.

Die Hoffnung auf die Möglichkeit der Wiederholung gründet sich auf die durch mancherlei Erfahrung bestätigte Zuversicht, daß sich regelmäßig Umstände einstellen, die den gegenwärtigen oder den vergangenen in gewisser Hinsicht so ähnlich sind, daß sie mir Gelegenheit geben, etwas *wieder* zu tun, unter den 'gleichen' Bedingungen. Mein wiederholendes Tun verbündet sich mit der Wiederkehr von Ereignissen und Zuständen, von Jahres- und Tageszeiten, von Konstellationen, auf deren Zustandekommen ich keinen Einfluß habe. *Wiederholen* und *Wiederkehr*, Tun und Ereignis, gehen zum Beispiel in der uralten Wiederholung von Saat und Ernte eine solche Symbiose ein. Aus der '*Re-petitio*', dem Wieder-und-wieder-nach-etwas-Greifen (*petere*) und der '*Red-undanz*', der Gewißheit, daß die Welle (*unda*) immer wieder an den Strand rollt, speist sich die Möglichkeit der Wiederholung. Die Wiederkehr der gleichen *Gelegenheit* ist die Voraussetzung des Wiederholungsaktes *aber sie macht auch* die Wiederholung zu einer Sache von Treu und Glauben, zu einem halben Widerfahrnis.

Dies Element des *Zufälligen* ist natürlich ebenso wie die Abweichung vom Original ein intolerabler Makel, wenn die Wiederholung perfekt sein soll und wenn Wiederholbarkeit das Ziel ist. Wiederholbar ist per definitionem nicht das, was *sich* wiederholt, sondern das, was *jederzeit und überall* wiederholt werden kann. Wenn Wiederholbarkeit zur Garantiesache wird, dann ist genau dieses Element der eigengesetzlichen Wiederkehr, der ärgerliche Stein des Anstoßes. Perfekte Wiederholung muß solche Abhängigkeit überwinden und bedingungslos sein. Wem das gelingt, wer sich auch der unverfügbaren Wiederholungsanteile bemächtigt und sie unter seine Kontrolle zwingt, dem erstirbt sie unter den Händen und er schleppt eine Leiche mit sich herum.

Drittens: Die Wiederholung ist ambivalent, sie wird herbeigesehnt, es werden Arrangements getroffen, um sie zu ermöglichen, sie wird gefeiert in rhythmisch wiederkehrenden Zelebrationen und Ritualen, sie hat ihre Geheimnisse, ihren Zauber und ihre Versprechen, aber sie wird auch erlitten, gefürchtet, gemieden wegen der in ihr enthaltenen Möglichkeit der Monotonie, der Langeweile, des Überdresses am Immer-Gleichen. Das Perfekte jedoch ist niemals ambivalent, sondern eindeutig, vollkommen zufriedenstellend. Perfekte Wiederholung ist eine gewinnlerische Strategie, sie soll einen Reingewinn an Verfügungsmasse abwerfen. Sie muß die Langeweile ausschwitzen und muß die Quadratur des Kreises zustandebringen, sich selbst zum Thrill machen. Der Wiederholung entspricht es eigentlich, die Sache der Berechenbarkeit und Beständigkeit zu vertreten, während die

Neuheit und die Überraschung dem Anfangen verheißen sind. Perfekte Wiederholung nun soll gleichzeitig das Absolut Neue und das absolut Vorhersehbare hervorbringen. Um also die Wiederholung von dem Ruch der Eintönigkeit zu befreien, wird das Prinzip Wiederholung an immer neuen Gegenständen ausprobiert, zuguterletzt am Menschen selbst, der dadurch ganz beiläufig endgültig zum Ding wird. So wird sogar die Wiederholung stauenswert und zum Nervenkitzel, wie die Faszination durch das duplizierte Schaf aus Schottland beweist.

Viertens: Die Wiederholung muß sich, um im Sinne der drei genannten Reinheitsbestrebungen perfekt zu sein, materialisieren. Sie kann sich mit einer bloß symbolischen Repräsentanz nicht begnügen. Sie wird ins Ding gebannt, sei es in die Kopie eines Originals oder in eine 'Software', die die Wiederholung jederzeit auf Abruf bereithält. Sie löst sich von der tätigen Person, die sie hervorbringen muß. Sie wird ding-fest. Das Original wird zum Rohstoff der Kopie. Das Verlockende an den Ding gewordenen Garanten der Wiederholbarkeit liegt darin, daß sie eine Sorte Objekt sind, an die man ungestraft sein Herz hängen kann, den Verlust fürchten zu müssen. Ihr Wesen ist die Auswechselbarkeit. Fraglich allerdings, ob das Herz an Dingen hängenbleibt, die so disponibel sind, oder ob nicht ihre radikale Ersetzbarkeit die Leidenschaft leer ausgehen läßt.

Kleiner Exkurs über das Perfekte

Der Perfektion geht es ums Ganze. So gilt für das Perfekte, was Th.W. Adorno vom 'Ganzen' sagt: Es ist das Unwahre.¹³ Oder schlimmer noch, es ist das Halbwahre. Es hat keine Schattenseite und keine Zukunft, es ist am Ende, es kann in keiner Richtung mehr über sich hinaus. Es erhebt Anspruch auf ultimative Richtigkeit und ist gegen jeden Einwand immun. So wird es ausweglos. Das Perfekte hat sich von jeder Verhältnismäßigkeit emanzipiert. Es ist solipsistisch, zu nichts mehr in Beziehung gesetzt, außerhalb jeder Proportion, weshalb es vollkommen nichtssagend, gleichgültig und bedeutungslos ist. Bedeutung gewinnt ein Gegenstand der Betrachtung nur durch sein Verhältnis zu etwas, seine Verschiedenheit von oder Ähnlichkeit mit etwas. Am Perfekten finden menschliche Regungen wie Sehnsucht, Suche, Erwartung, Hoffnung, Vertrauen oder Zweifel keine Nahrung. Man kann es nicht lieben, wenn denn Liebe die "Fähigkeit (ist), Ähnliches an Unähnlichem wahrzunehmen."¹⁴ Es ist überhaupt jeder Seelenregung gegenüber abweisend.

Man kann sagen, an einem bestimmten Punkt der Aufwärts- und Vorwärtsbewegung schlägt die Optimierung um in ihr Gegenteil. Sie implodiert, stürzt in sich zusammen. Das Optimum ist das zu Tode Verbesserte. Invariabel, leblos und ausweglos, wie es ist, verurteilt es zur Untätigkeit. Die einzige Möglichkeit, das Perfekte, das Mustergültige zu handhaben, ist, es zu wiederholen, es zu *vervielfachen*, ohne es zu *vervielfältigen*.

¹³ Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia*, Frankfurt 1985, S. 57.

¹⁴ Ebenda S. 253.

Und dem Gemüt bleibt ihm gegenüber nur die Wahl zwischen dem Stolz auf das Zustandegebrachte -der ist kurzlebig - und der Nekrophilie ¹⁵, der Leidenschaft fürs Leblose, die Erich Fromm unter die Kategorie der "böartigen Aggression" subsumiert. In der Welt der Perfektion haben die Menschen nichts mehr verloren. Das Perfekte und das Barbarische liegen hautnah beieinander

Innovation ist in ihrem harten Kern die Neuerung, die Schritt um Schritt fehlerbehaftetes menschliches Tun durch funktionierende Apparatur zu ersetzen in der Lage ist. Perfekte Wiederholung zielt ihrerseits auf die prinzipielle Aufhebung aller Unersetzlichkeit und damit aller Vergänglichkeit. Innovation und perfekte Wiederholung dienen der Schaffung von unbeschränktem Ersatz, bis hin zum Menschenersatz und zum Ersatzmenschen. Sie arbeiten Hand in Hand..

Die Perfektion der Wiederholung macht die Erinnerung zur Speicherung von Information, die Gewohnheit zur Routine, das Vertrauen zur Garantie, die Erwartung zur Prognose, die Übung zur Dressur, macht aus dem Rhythmus den stampfenden Takt, aus gegenständen Massenware, macht die Musik zum Geplärr, das Ornament zur Struktur, das Ebenbild zum Abbild /Fälschung, die eindringliche Rede zur einpeitschenden Propaganda, und neuerdings wird darauf spekuliert, das Individuum zum Exemplar zu machen.

¹⁵ Fromm, Erich, Anatomie der menschlichen Destruktivität, Stuttgart 1974, S.295 ff.